

# Gott antwortet mir

Von *Andrée Emery*

Wie so oft war es auch diesmal ein beliebtes Thema, das mir zur Meditation Anlaß gab: Seit Anbeginn der Welt will der Mensch sein wie Gott. Seit er sich nach der verbotenen Frucht im Garten von Eden reckte, hat der Mensch nicht danach zu trachten aufgehört, allmächtig, allwissend und unsterblich zu werden. Heute ist es sogar schon denkbar, daß der Mensch es zur Vollkommenheit bringt – zwar nicht jeder einzelne für sich allein und wohl auch nicht heute und morgen, doch sicherlich in nicht allzu ferner Zukunft. Er entwickelt sich zu einer unübertrefflichen Gattung. Götter werden wir sein. Psychologen nennen das den »Urtraum der Menschheit«.

In banger Erwartung dieser Stunde der Wahrheit blicken wir auf uns selbst – und fallen aus dem Himmel unserer Träume in den Abgrund der Verzweiflung. Diese gewaltige Tollkühnheit entsetzt uns. Was sind wir schon anders als kümmerliche Wesen, von deren zerrinnendem Leben der Psalmist treffend sagt, es sei unstat wie das Schilfrohr im Winde. Im grenzenlosen Weltraum sind wir winzige Kreaturen, die eifertig ihren kleinen schönen Planeten zugrunde richten.

Doch dieses Begehren ruht nicht, zu sein wie Gott. Ist dieses Verlangen vielleicht doch nicht ganz sinnlos, nicht völlig wahnwitzig? Sind wir vielleicht wie Eisenteilchen auf einen magnetischen Pol ausgerichtet, dem wir ursprünglich entstammen und mit dem wir uns wieder zu vereinen suchen? Anders gesagt, in Worten des heiligen Augustinus: Wie könnte der Mensch, geschaffen nach dem Bilde Gottes, wohl zur Ruhe kommen, solange er seinen Schöpfer, sein Urbild und seinen Ursprung nicht gefunden hat?

\*

Jeder Mensch strebt nach Erfüllung; der eine findet sie dadurch, daß er seine Individualität, seine Eigenständigkeit und Einzigartigkeit zur Geltung bringt, der andere, indem er in der Gemeinschaft aufgeht, in der Familie, der Sippe, der Nation, der Rasse oder der Klasse. Und manche suchen im Unerreichbaren die Erfüllung, in der vollständigen Vereinigung mit einem anderen Menschen.

Ein großes Ehe-trauma tritt nur in glücklichen Ehen auf; in unglücklichen Ehen würde es nämlich gar nicht erst auftauchen. Zu diesem Trauma kommt es, wenn man entdecken muß, daß immer eine Wand zwischen uns steht, die unüberwindbar bleibt, mögen wir den Ehepartner, mögen wir uns ein-

ander auch noch so sehr lieben, mag unsere Vereinigung noch so dicht geworden sein. Wir vermögen den anderen nicht vollständig zu vereinnahmen, wir können uns einander nicht verschlingen. Wir können uns nicht einmal restlos mitteilen. Ich bleibe ich, und du bleibst du. Wir sind in unserem Wesen unveräußerlich und treten uns dementsprechend gegenüber. Wir lieben uns, wir wissen uns aufeinander angewiesen, wir haben ein größtmögliches gemeinsames Interesse – und doch bleibt die Wand bestehen.

Allmählich überwinden wir den Schock dieser Entdeckung und nehmen uns an als separate Wesen. Doch das Gefühl der Unerfülltheit weicht nicht. Wir suchen unser Ebenbild im Gesicht des anderen und können es nicht finden. Kennen wir uns wirklich? Können wir uns überhaupt ganz und gar kennen?

In unserer Not wenden wir uns an Gott – und dort, im Dämmerlicht, schauen wir unsere Erfüllung im Antlitz Gottes.

\*

Mystiker regen mich auf, die großen nicht ausgenommen. Die heilige Theresa möge mir verzeihen, wenn ich beim Lesen ihrer Schriften so manches Mal aufgebracht war. »Was glaubt die wohl, wer sie ist?! Solch eine Anmaßung, diese ungebrochene Egozentrik, dieser Narzißmus! Glaubt die wirklich, Gott habe nichts anderes im Sinn, als bloß sie, Theresa?! Meint sie denn, Gott ganz für sich beanspruchen zu können?«

Jäh dämmert mir jetzt: nicht ich, Theresa hat recht. Wenn die Integrität des Menschen unaufhebbar ist, dann auch die seines Schöpfers. In jedem Verhältnis zwischen Gott und Mensch sind also zwei unteilbare Wesen aufeinander bezogen. Wir treten uns gegenüber, Gott in der Fülle seiner Majestät und ich, einem Puzzle-Teilchen gleich, das im Ganzen einen bestimmten Ort hat. Ja, Gottes ganze Aufmerksamkeit gilt Theresa, und sie gilt auch mir. Jedem einzelnen gibt Gott sich ganz und gar hin. Kommt das in der Eucharistie nicht deutlich zum Ausdruck?

Aus blutleerer Liebe und schäbigen Vorbehalten suchen wir Gott auf unsere Norm zu bringen, seine Fülle in Bruchstücke zu splintern. Wir beschränken unsere Beziehung dann nur auf einen Zug seines Wesens, auf Barmherzigkeit, Geduld, Güte – und auch das zumeist noch in kleinen Dosen.

\*

Es ist nicht bloß eine Vermutung, wenn ich mich ihm nahe glaube. Wir sind Funken des ewigen Lichtes, mehr noch: wir sind Kinder Gottes. In manchem Zuge seines Wesens gleichen wir ihm. Verstand haben wir, Wille und Leben, wieweil wir diese Gaben auch nicht in der Fülle und Vollkom-

menheit besitzen, wie der, von dem wir sie haben. Es ist also durchaus keine selbstaufwertende Anmaßung, wenn wir Gott von Angesicht zu Angesicht schauen und mit ihm vereint sein wollen. Er ist unser Vater.

Bei allem Vorbehalt gegenüber Mystik und Mystikern kann auch ich ihn schon jetzt finden, wenn er sich erniedrigt, mir die Augen zu öffnen. Ist dies wirklich ein Gebet, findet schon ein Gespräch, ein Dialog statt? Erkenne ich schon, wenn auch erst im Spiegel und bruchstückweise, meinen Gott und Vater, meine Liebe, mein Schicksal?

*Wie aber bin ich dessen sicher, daß er es ist, der spricht?*

\*

Fürchte ich vielleicht diese *Begegnung*? Ich hebe dieses Wort eigens hervor, weil derlei Begegnungen uns ein ganzes Leben lang prägen. Das »Numinose« macht diese Begegnung zu dem, was sie ist. Ich entsinne mich noch, wann ich diesen Ausdruck zum erstenmal las, in einem Buch von C. S. Lewis, glaube ich. Es deutet sich darin die Strahlkraft einer beängstigend überwältigenden Präsenz an, vor die man sich gestellt sieht – dem brennenden Dornbusch des Mose gleich, oder der »Schekina« des Tempels<sup>1</sup>. »Gottesfurcht« nannten es die Alten. Sie zwingt uns auf die Knie, läßt uns unweigerlich unser Antlitz bedecken und unsere Augen schließen. Sie hält uns zu Gebet und Opfer an.

Wie aber weiß ich, daß es die Präsenz Gottes ist, die Präsenz des Heiligen Geistes?

Wie lächerlich ist es doch, eine wirklich entscheidende Begegnung planen zu wollen! Weder einem Menschen noch Gott können wir allen Ernstes befehlen wollen: »Los! Zeig schon, wer du bist. Ich will dir begegnen.« Als ob man Gott dazu bringen könnte, sich zu offenbaren!

Natürlich freuen wir uns, wenn wir miteinander spielen, zusammen arbeiten und gemeinsam (oder auch allein) beten. Das ist recht so, und man tut auch gut daran, es mit anderen zu tun. Allein, ereignet sich hier schon die Begegnung? Bin ich hierdurch unweigerlich gehalten, meinen Nächsten so zu sehen, wie er ist, in seiner ganzen Blöße und Ungeschützttheit? Begegne ich dem Geist Gottes, wenn ich meinem Nächsten die Hand gebe?

Ja, vielleicht begegne ich ihm. Hat Jesus nicht gesagt: »Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen«?

Jedoch: Vielleicht sind es überhaupt nur meine eigenen Vorstellungen von Gemeinschaft, meine Selbstbegeisterung, mein Eigentrost, mit denen ich

<sup>1</sup> Das aramäische Wort »šekinā« (das Wohnen) bezeichnet den im Tempel wohnenden Namen Jahwes und ist im rabbinischen Sprachgebrauch ein ehrfürchtiger, das Aussprechen des Namens Jahwes umgehender Ausdruck dessen, daß Jahwe inmitten seines Volkes wohnt. [Anm. d. Übers.]

mich hier auseinandersetze. Es mag sogar sein, daß ich bloß mir begegne, nicht dem Heiligen Geist, dem Vater allen Trostes.

Wie aber erkenne ich das, wie kann ich es unterscheiden?

\*

Und die Erfahrung, wie steht es damit? Heute wird so viel geredet von Erfahrung, von der Erfahrung des Augenblicks, der religiösen Erfahrung, der Sinneserfahrung und so fort. Diese Sprache blüht auch – das ist typisch für die heutige Verwirrung – unter den Jugendlichen (und nicht mehr so ganz Jugendlichen), die Zen, Yoga und andere östliche Meditations-techniken zu erlernen suchen – Techniken, die darauf abzielen, jederlei Sinneserfahrung auszuschalten. Auf der Suche nach Liebe seien sie, so sagen die naiven Jünger östlicher Mystik, versuchen aber gleichwohl, sich ganz auf das Nichts zu konzentrieren. Ihre Gurus kennen kein lebendiges Wasser, keinen guten Hirten, keinen liebenden Vater. Ihr Weg führt zur Aufhebung der Existenz, ihr Ziel ist das Nirvana.

Einmal abgesehen vom Existentialismus und dem vorübergehenden Interesse an östlicher Meditation bleibt indes immer noch ein Problem: warum die Erfahrung und insbesondere die Sinneserfahrung uns mit einemmal so fragwürdig ist. Was die Sinneserfahrung betrifft, ist der urbanisierte Mensch des Abendlandes in mancherlei Hinsicht verarmt. Viele Kinder haben noch nie eine Kuh, ein Pferd oder ein lebendes Huhn gesehen. Und wenn sie überhaupt je einen Tiger, einen Elefanten oder ein Reh sehen, dann nur im Zoo. Manch einer kennt die Natur gar nicht aus eigener Erfahrung, hat noch nie einen Waldteich für sich entdeckt, sich auf einer blühenden Wiese ausgestreckt, einen Sonnenuntergang in den Bergen oder am Meer beobachtet. Um diesen Hunger nach simplen Erfahrungen zu stillen, verliert mancher das Gleichgewicht. Wir zahlen viel Geld, um an Veranstaltungen teilzunehmen, in denen einem »gelehrt« wird, wie man im Grase läuft, sich im Dünen sand wälzt, mit geschlossenen Augen sich einander körperlich berührt. Ohne derlei zu tun, so machen wir uns selbst glauben, könne man gar nicht erkennen, daß hier Gras ist, dort Sand und da Hände, Gesichter und Körper sind.

Ein Kleinkind, zweijährig, kommt um das Lernen durch Sinneserfahrung überhaupt nicht herum. »Tisch, Tisch . . . fest, fest. Wenn ich dagegenlaufe, stoße ich mich.« »Ofen, Ofen . . . heiß, heiß. Wenn ich den berühre, verbrenne ich mich.« Nun, mit den Jahren, wenn man zweiundzwanzig, zweiunddreißig Jahre alt ist (von zweiundvierzig oder zweiundfünfzig ganz zu schweigen), sollte man allerdings auch ohne Tasten und Fühlen wissen, daß ein Tisch fest und ein Ofen heiß ist.

Begriffliches Denken und zeichenhaft verbale Kommunikation sind die großen Gaben des Menschen, durch die er sich vom höchstentwickelten Tier unterscheidet. Wenn man erwachsen ist, sollte man damit allmählich wohl vertraut sein. Es gibt Wiesen, in denen ich liebend gern umherlaufen möchte, und ich kenne sie, obschon ich im Augenblick hier am Schreibtisch sitze. Ich kenne Gesichter, Hände, Körper, die ich liebend gern berühren würde, aber nicht kann, weil diese Menschen nicht hier sind, verstorben oder unerreichbar fern sind.

Mittels Sinneserfahrung finde ich nie zu Gott, so richtig und nützlich sie auch sein mag. Was immer die Mystiker unter religiöser Erfahrung verstanden haben mögen, derlei jedenfalls meinten sie nicht. Denn Gott ist Geist. Durch Sinneserfahrung irregeleitet zu werden fürchtet man ebenso, wie vom Gefühl überwältigt zu werden. »Selig die nicht sehen und doch glauben.«

\*

Wenn die Angst des Numinosen kein Beweis für die Gegenwart Gottes ist und ich auch mittels Sinneserfahrung mich nicht vergewissern kann, daß er es ist, der zu mir spricht, so stoße ich vielleicht auf dem Weg der Erkenntnis zu Gott vor.

Verstand ist eine Gabe Gottes. Erkenntnis die Gabe des Heiligen Geistes. Mit Verstand und Erkenntniskraft begabt haben wir uns zu Raum und Zeit überlegenen Geschöpfen entwickelt. Wir wissen, wie hoch die Berge in Tibet sind, ohne jemals dort gewesen zu sein. Ohne je einem Säbelzahniger, der vor Millionen Jahren gelebt hat, begegnet zu sein, wissen wir doch, wie er ausgesehen hat. Wir wissen, wer das amerikanische Grundgesetz unterzeichnet hat, ohne beim Unterschriftsakt dabeigewesen zu sein. Wir können die Gefühle eines Mörders nachempfinden, ohne je einen Mord begangen zu haben.

Erkenntnis ist gut und wichtig. Wüßten wir gar nichts von Gott, dann könnten wir ihn auch nicht lieben, ja, wir hätten gar nicht den Wunsch, ihn zu lieben und würden – paganen Mystikern gleich – noch nicht einmal nach ihm fragen, es sei denn, ein Wunder geschähe. Wir haben Vorstellungskraft, Verstand, begriffliches Denken, zeichenhafte Kommunikation in Wort, Schrift und Bild, um diesen Fähigkeiten entsprechend alles zu erforschen über den Vater, über den Sohn, über den Heiligen Geist, über die Offenbarung, über . . . über . . . über . . .

Wiederum, wie schon beim Numinosen, ist uns nur erlaubt, sein Gewand zu berühren. Erkennen könnten wir Gott nur, wenn wir Gott wären.

\*

Das Fragen und Suchen findet kein Ende. Gefühl, Sinneserfahrung, menschliche Erkenntnis – alles das hilft nicht weiter. Gespürt habe ich seine Kraft im Numinosen, die Schönheit seiner Schöpfung habe ich freudig erfahren, und ich bin eingetaucht in die Erkenntnisflut vieler Generationen, die berichten von der Treue Gottes, seiner eifernden Liebe und seiner erlösenden Hingabe.

Aber mein Herz verlangt noch immer nach dem Heiligen Geist. Wie kann ich mich *vergewissern*, daß *er* es ist, der zu mir spricht?

\*

Hier ruhe ich aus. Nein, ich ruhe nicht aus, ich halte nur einen Moment lang inne. Ich leide körperlich und seelisch daran, die Ebene von Raum und Zeit nicht durchmessen zu können. Dieser Schmerz ist um nichts geringer als jener, sich mit der Wirklichkeit abfinden zu müssen, daß man letzten Endes separat bleibt und keine Vereinigung möglich ist, in der meine Identität oder die eines anderen aufgegeben wird. Da schon fühlte ich mich ungeborgen und vereinsamt. Hier werde ich mir meiner Isolation erst recht bewußt: ich kenne Ihn nicht, der mich werden ließ, mich geschaffen und in der Absicht hierhingestellt hat, daß ich ihn finden, zu ihm kommen und mit ihm vereint werden möge. Ich bin an die kreatürlichen Grenzen innerhalb der irdischen Wirklichkeit gefesselt.

\*

Ich will es anders versuchen. Er ist mein Vater, ich bin sein Kind. Er hat mir die Gabe der Vorstellung geschenkt. Und so stelle ich mir denn vor, ich säße ihm zu Füßen und spräche mit ihm. Und ich fange an zu sprechen. – Warum denn nicht? Im Beisein der Eltern sind Kinder immer ungezwungen, redselig, wenn sie nicht eingeschüchtert werden und verängstigt sind. Manche reden mehr – auch ungebeten, manche weniger. Doch unser Vater versteht uns. Er versteht uns ebenso, wie er auch den stummen Ausdruck seiner Kinder versteht, die sich mit Worten schwertun. Und so rufe ich ihn an:

Du bist mein Vater, und du verstehst mich.

Und ich erzähle ihm alles, was mir auf der Suche widerfuhr und wie ich mich verlief. Was sollte ich ihm auch anderes sagen? Ich spreche doch nur diese Sprache, und anders kann ich mich ihm nicht mitteilen. Mir ist kein anderer Ausdruck zuhanden. Tränen vielleicht und Seufzer; doch sonst – nichts. Kein Händeringen, keine dramatische Verzweiflung, kein Gefühl der Leere – nichts, nur Enttäuschung und Verdruß.

Früher einmal war ich schlauer und meinte, es sei nicht nötig, Gott alles zu sagen. Warum denn ihn um etwas bitten, warum ihn anbeten? Er weiß

es ja ohnehin. Warum also sollte ich's ihm sagen? Heute bin ich nicht mehr so schlau. Ich bin ein müdes Kind, und ich möchte mich aussprechen. Selbst da ich weiß, daß er es doch schon alles kennt, möchte ich noch mit ihm sprechen.

Und dann, wenn ich mich ausgesprochen habe, bleibe ich und warte, warte auf seine Antwort. Denn es soll doch ein Gespräch werden, und da muß er antworten. Und er wird antworten.

Bis jetzt habe ich allein geredet. Meine Gefühle und Erfahrungen waren es, meine Weisheit, meine Sprache, meine Worte. Das bringt mich jedoch nicht in Verlegenheit. Es war notwendig und vielleicht auch gut. Es mußte sein, ich mußte es tun.

Ich war's. Sicher, aus mir allein, ohne die helfende Gnade Gottes hätte ich es nicht tun können. Er hat mir Verstand geschenkt, er hat mich zum Lesen und Denken befähigt. Gleichwohl war ich es, bin *ich* es – noch immer rede nur *ich*. Wann höre ich endlich auf zu reden und beginne, *Gott zuzuhören*.

\*

Im Windhauch kommt er, so heißt es, und er spricht mit leiser Stimme. So lausche ich denn. Doch ich höre nichts anderes als den dröhnenden Nachhall meiner eigenen Fragen. Wozu dieses quälende Rumoren? Im Brausen und Beben kommt er wohl nicht.

Die Trugbilder jedoch stürzen ein – Sinneserfahrungen, Gefühle, Gedankenkonstruktionen; der Stachel menschlicher Erkenntnis, die Neugier, ist abgebrochen. Das alles mußte erst vernichtet und geräumt werden, ehe sich die Tore auftun, ihn einzulassen. Berge müssen abgetragen und Täler zugeschüttet werden, um den Weg für seinen Einzug zu bereiten.

\*

Ruhe. Frieden. »Selig, wer nicht sieht und doch glaubt.« – *Was glaubt?* Was soll ich glauben, ohne es zu sehen, zu berühren, zu kennen? Wieder peitschen die Fragen durch die Stille.

Ich bin erschöpft, möchte weinen. Doch – Stille.

»Ich liebe dich. Für dich bin ich gestorben.« »Komm hinaus in den Garten, mein Geliebter, dort will ich dir meine Liebe schenken . . .«

Da, jetzt hab ich's, jetzt weiß ich's. Nein, ich *weiß* es *nicht* – ich bin dessen *sicher*. Gewißheit ist es, nicht bloß Wissen. Auf dem Wege der Erkenntnis und des Wissens kam ich zur Offenbarung. Die Gewißheit habe ich jedoch nur im Glauben, den Gott mir in Treue schenkt.

Das ist die gesuchte Antwort, die einzige Antwort, die einzig mögliche Antwort: die unausdrückbare, unerschütterliche Gewißheit in mir, daß Gott

mich liebt mit der unerschöpflichen und unergründlichen Liebe des Schöpfers, Retters und Erlösers. Eine derartige Gewißheit stammt nicht aus mir selbst, sie übersteigt mein Fassungsvermögen.

In menschlicher Sicht hat das keinen Sinn. Warum wohl sollte er mich lieben? Ich bin nicht liebenswert. Ich bin durch meine Heucheleien, Lügen und Prahlereien gezeichnet. Jung und schön bin ich auch nicht mehr. Vielleicht aber, so glaube ich, ist er mir gnädig und erbarmt sich meines Leids. Das ist karg: Erbarmen – etwas wie Geringschätzung schwingt darin mit. Die Offenbarung des Heils erschöpft sich jedoch nicht im Erbarmen. Es ist nur ein Moment seiner allumgreifenden Sorge, in der er über mein Spiel im Staub der Zeit wacht, nur ein Aspekt seiner aufopfernden Liebe, mit der er mich überschüttet.

»Aus dem Staube hilft er auf dem Armen,  
richtet den Hilflosen empord aus dem Dreck,  
um ihn neben die Edlen zu setzen,  
die Edlen seines Volkes.  
Und die Unfruchtbare, die Kinderlose,  
läßt er zur fröhlichen Mutter von Söhnen werden.« (Ps 112)

Begreifen kann ich's nicht, erspüren auch nicht. Ich fühle nur, daß es irgendwie zuviel ist, es überbietet meinen Glauben. Doch die Gewißheit hält sich durch: er liebt mich und behütet mich wie seinen Augapfel. Er will, daß ich sein bin, für alle Zeit.

\*

Einen Augenblick lang bin ich benommen. Ausbrechend überschäumende Freude, das wäre die entsprechende Antwort. Von den Dächern will ich's rufen: Mein Geliebter liebt mich. Kommt alle her und hört es: Er, der überaus herrlich ist und ohne Fehl und Tadel – er liebt mich.

Doch gerade diese tiefe Erfüllung des Herzens ist es, die mich verstummen läßt. Es bedarf keiner Poster. Keiner ekstatischen Schreie. Auch keiner jubelnden Freude.

Ich bin völlig erschöpft, aber zu-Frieden. Dieser Friede, von dem ich erfüllt bin, ist nicht ein Friede der Erschöpfung, der dem Suchen sein Ende aufzwingt. Es ist auch nicht ein Friede der Zufriedenheit, der sich einstellt, wenn ein schwieriges Problem gelöst ist, fertig zum Abheften. Dieser Friede, der die Freude übersteigt und keines unmittelbaren Ausdrucks mehr bedarf, ist energiegeladen wie die Ruhe vor dem Sturm. Darin findet die Gewißheit ihren Ausdruck, daß Gott mich liebt.

Er liebt mich und hat mich hierhergestellt, jetzt und an diesen Ort. Es hat sich nichts geändert. Meine irdische Begrenzung ist nicht aufgehoben, mein

menschliches Wesen unverändert. Meine Schwachheit und Fehlerhaftigkeit ist geblieben, meine Bindungen bleiben. Doch er wacht über mich und weist mir den Weg: da ist das Werkzeug, da das Material. *Ite, missa est.* Geht an eure Arbeit. Fangt an, das zu tun, wozu ich euch ausgesandt habe.

Berge versetzen, das wäre die einzig richtige Antwort darauf. Hat sich wirklich nichts verändert?

Alles hat sich verändert. »Tu mir auf«, höre ich seine Stimme, »meine Schwester, Geliebte, mein Täubchen . . .« Ich vermag seine Liebe nicht zu erwidern. Ihm nachgeben ist das einzige, was ich tun kann, es zulassen, daß er von mir Besitz ergreift. »Leg mich wie ein Siegel an dein Herz, wie einen Ring an deinen Arm!«